

Dr. Waltraud Ernst
Institut für Frauen- und Geschlechterforschung
Johannes Kepler Universität Linz
waltraud.ernst[at]jku.at

Vortrag bei der Tagung „Frau Macht Konkurrenz“ des Netzwerks Genderforschung in Bayern,
Schloss Tutzing, 11.-13. März 2011:

Starke Bande? Grundlagen der Kooperation zwischen Genderforschung und Gleichstellungspraxis

Genderforschung und Gleichstellungspolitik sind gemeinsam aus den Einsichten der feministischen Wissenschaftskritik der 1970er Jahre entstanden. Ziel war, das Wissenschaftssystem in seinen elitären und patriarchalen Strukturen aufzubrechen und Frauen - jeglicher sozialen und kulturellen Herkunft - die gleichen Chancen wie Männern an den Hochschulen zu erkämpfen. Ziel war ebenso, die Inhalte der Wissenschaft zu verändern: Aus androzentrischen wissenschaftlichen Theorien, die gesellschaftliche Macht- und Herrschaftsverhältnisse stützen, sollte eine emanzipatorische Wissenschaft treten, die an feministischen Zielen orientiert ist. Diese Ziele sind heute weder erreicht noch veraltet. Sie bilden daher bis heute die starken Bande, die Verbundenheit - oder besser: die Bündnisgrundlage - zwischen Genderforschung und Gleichstellungspraxis.

Im Folgenden werden Probleme und Chancen einer (Rück-)besinnung auf Grundlagen der Kooperation zwischen Genderforschung und Gleichstellungspraxis ausgelotet. Anschließend werde ich die Vision eines neuen Feminismus erörtern - ein Feminismus, der sich in neuen egalitären Bündnissen formiert und eine Überwindung politischer und wissenschaftlicher Praxen zum Ziel hat, die der Chancengleichheit von Personen aufgrund ihres Geschlechts, ihrer Klasse, Hautfarbe, Religion, Sexualität oder Nation entgegenstehen.

Wir wissen es alle: Der Hochschulalltag erweist sich als komplex und vielschichtig. Er fordert immer wieder aufs Neue die logisch so klare, politisch so folgerichtige Bündnisgrundlage zwischen feministischer Forschung und feministischer Politik heraus. Die Demokratisierung der Hochschulen, die den studentischen Protesten der 1960er Jahre folgte, ist in weiten Teilen zurückgenommen. Die Ökonomisierung der Bildung hat die Arbeit von Gleichstellungspolitik und Genderforschung verändert. Die Soziologinnen Brigitte Aulenbacher und Birgit Riegraf sprechen von der Herausbildung der 'Entrepreneurial University':

"Das professionelle Selbstverständnis als WissenschaftlerInnen wird durch die markteffiziente Reorganisation von Forschung und Lehre verändert, insofern zusehends Managementaufgaben mit übernommen werden müssen, die mit wissenschaftsimmanenten Kriterien und damit auch dem Berufsethos (der alleinigen Erkenntnisorientierung) kollidieren (können)." (Aulenbacher/Riegraf 2010: 176).

Arbeitserfolg wird nach neuen Kriterien vermessen. Gerechtigkeit und Chancengleichheit als Grundsätze der Gleichstellungspraxis und umfassende kritische wissenschaftliche Erkenntnisproduktion drohen als Wert unserer Arbeit hinter der Einpassung unserer Reform-ideen in hochschulpolitische Programme oder Forschungsprogramme in den Hintergrund zu treten, die das Einwerben von Drittmitteln versprechen. Der Anpassungsdruck in Form von vermarktbar gleichstellungspolitischen Programmen und Forschungsprojekten ist hoch. Er macht in einer Zeit, in der egalitäre, demokratische Grundsätze weder in der Forschungs- noch in der Personalpolitik durchgesetzt sind, ein ständiges Ausloten von Kompromissen notwendig. Doch nicht nur Kompromisse sind notwendig. Vielmehr zeigt sich, dass an den Hochschulen, wo es feministische Erfolge zu feiern gibt, ein kluges Netzwerk von Kooperationen und Bündnissen zwischen Genderforschung und Gleichstellungspraxis aktiv ist.

Eine weitere Herausforderung ist, dass das Bündnis zwischen Gleichstellungspraxis und Genderforschung selbst an den Hochschulen immer wieder unter Druck gerät. Gleichstellungspolitik wird hochschulintern manchmal in ihrer Kompetenz in Frage gestellt, wenn sie Genderforschung offen unterstützt, da als ihr Ziel die Chancengleichheit zwischen Personen und nicht zwischen Forschungsinhalten definiert ist. Nur über die Argumentation, dass Genderforschung dazu beiträgt, die Chancengleichheit von Personen zu erhöhen, kann die Förderung von Genderforschung offizieller Bestandteil von Gleichstellungspolitik und Gleichstellungspraxis sein. Genau dies ist allerdings sehr leicht zu argumentieren. Aktuelle Gleichstellungspolitik muss ja immer wieder überprüfen, wie die Programme jeweils wirken, wessen Chancen erhöht werden und wer von einem spezifischen Programm gar nicht erreicht wird und warum. So haben z. B. zurzeit Programme Konjunktur, die Frauen fördern, die naturwissenschaftliche oder technische Studienfächer oder Forschungsdisziplinen wählen. Hier kann gut argumentiert werden, dass gründlich untersucht werden muss, warum diese Disziplinen in unserer Gesellschaft von Männern dominiert werden. Die Forschungs- und Lehrinhalte müssen genauso auf ihre impliziten und expliziten Konzeptionen von Geschlecht untersucht werden, wie die sogenannte Fachkultur mit ihren subtilen und systematischen Geschlechternormen im sozialen Umgang der Studierenden miteinander ebenso wie im Kollegium. So untersuchte Wendy Faulkner zum Beispiel die (Re-)Produktion von Männlichkeit im sozialen Miteinander in verschiedenen Ingenieurbetrieben (Faulkner 2009). Die Ausschluss produzierenden Männerbünde können nicht nur auf eine lange historische Tradition zurückgreifen, sondern auch auf eine aktuelle

Medienproduktion, die stereotype hierarchische Männlichkeits- und Weiblichkeitsbilder aufruft und reproduziert. Diese Zusammenhänge zu analysieren sind genuine und dringende Aufgaben der transdisziplinären Genderforschung (Dorer/Geiger 2002).

Dennoch ist eine kritische Geschlechterforschung in Deutschland und insbesondere in Bayern nur marginal implementiert. Die großen Eliteuniversitäten TU München und LMU verfügen nur über eine einzige Professur mit expliziter Genderdenomination. Diese sind zwar mit Susanne Ihsen und Paula-Irene Villa als weitsichtigen und engagierten Professorinnen besetzt. Um Studien- und Fachkulturen zu verändern, um Lehr- und Forschungsfelder wirklich umfassend und nachhaltig zu reformieren, brauchen sie aber noch viele einschlägig engagierte Kolleg_innen und Studierende - sowie Kooperationspartner_innen in der Gleichstellungspolitik an ihren eigenen Universitäten genauso wie anderswo.

Auf der anderen Seite wird die Genderforschung in den Augen einer in weiten Teilen nach wie vor androzentrischen Wissenschaft in Frage gestellt, wenn sie zu eng mit Gleichstellungspraxis in Verbindung gebracht wird. Ihr wird vorgeworfen, 'politisch motiviert' zu sein - und mit dem nach wie vor aufrechterhaltenen Ideal 'aperspektivischer Objektivität' (Daston 1992) der Wissenschaft unvereinbar zu sein. Die engagierte feministische Wissenschaft, die Maria Mies einforderte (Mies 1978) und die Sandra Harding in ihrer Erkenntnistheorie ausführlich als 'starke Objektivität' begründete (Harding 1994), erfordert jedoch gerade die Reflexion der eigenen Positionierung in Geschlechterverhältnissen und in anderen sozialen und kulturellen Herrschaftsverhältnissen und damit eine Offenheit und Kritikfähigkeit, die an der 'Entrepreneurial University' keine zentralen Werte darzustellen scheinen. Dazu gehört auch die kritische Selbstreflexion der eigenen Verwobenheit in aktuelle Hierarchien des Wissenschaftssystems. In diesem Zusammenhang stellen sich immer wieder folgende Fragen: Welche Prioritäten setzen wir bei unseren Engagements für eine feministische Zukunft? Was können wir tun, damit dem feministischen Subjekt nicht die eigene Ziele verdreht entgegen treten?

So war zum Beispiel eine der wichtigen feministischen Forderungen der 1970er Jahre, dass sich Männer an Haus-, Pflege- und Erziehungsarbeit in gleichem Ausmaß beteiligen wie ihre Partnerinnen. Diese Forderung ist bis heute weitgehend unerfüllt geblieben. Dabei haben viele feministischen Forschungen gezeigt, dass diese Tätigkeiten zwar in der Regel keinen unmittelbaren Macht- oder Geldzuwachs bringen, aber Einsichten in Aspekte des Lebens, die grundlegende soziale und ethische Fähigkeiten von Personen darstellen (Eichler 2005; Gather 2005). Die Tatsache also, dass es nach wie vor hauptsächlich Frauen obliegt, Haus-, Pflege- und Erziehungsarbeit zu leisten, scheint jetzt Frauen in Form der Bindung von Förderung an Mutterschaft entgegen zu treten - in Programmen, die zur Chancengleichheit von Frauen an den

Hochschulen beitragen sollen. Das heißt, sie machen das zur Bedingung, was feministische Forschung als Erschwernis für eine akademische Beteiligung bzw. für eine Beteiligung am Berufsleben überhaupt unter den gegebenen gesellschaftlichen Bedingungen erkannt haben. Das erscheint mir eher eine Förderung von Mutterschaft speziell bei Akademikerinnen zu sein als eine Maßnahme zur Chancengleichheit in der Wissenschaft. Meines Erachtens sollte Kinderlosigkeit gerade angesichts aktueller demographischer Debatten nicht als Defizit von Frauen und schon gar nicht von Akademikerinnen herangezogen werden (Kahlert/Ernst 2010).

Diese Umstände fordern die Kooperation zwischen Geschlechterforscher_innen und Gleichstellungsbeauftragten immer wieder heraus. Andererseits läßt sich daraus ableiten, dass ein Bündnis zwischen Gleichstellungspolitik und Genderforschung nur ein subversives sein kann - eines, das Macht- und Herrschaftsverhältnisse in Frage stellt.

Neuer Feminismus?

Was ist nun mit der Vision eines neuen Feminismus? Was wären die Bedingungen eines Feminismus, in dessen Namen sich egalitäre Bündnisse formieren können? Ist das Ziel der Überwindung politischer und wissenschaftlicher Praxen, die der Chancengleichheit von Personen aufgrund ihres Geschlechts, ihrer Klasse, Hautfarbe, Religion, Sexualität oder Nation entgegenstehen, mehrheitsfähig? Ich denke, die Frage nach der Mehrheitsfähigkeit ist die falsche Frage. Eine Vision wird getragen von sozialen, politischen und intellektuellen Bewegungen, die Einsicht in die Notwendigkeit der Veränderung des Status Quo, der bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse, haben und gemeinsam die Fantasie für etwas neues erringen. Wenn wir die Wissenschaft als eine soziale Institution verstehen, die in größeren gesellschaftlichen und globalen Zusammenhängen steht, müssen wir die Ziele der Genderforschung und Gleichstellungspraxis immer wieder neu formulieren.

Eine solche Neuformulierung könnte möglich werden, wenn das universale Subjekt 'Frau' des Feminismus der 1970er Jahre durch ein kollektives feministisches Subjekt ersetzt werden kann, das die Verschiedenheit und die unterschiedlichen Lebensentwürfe von Frauen genauso in Betracht ziehen kann wie die unterschiedliche Positionierung von Personen in regionalen und globalen Macht- und Herrschaftsverhältnissen (Ernst 1999). Um die Grundlagen für eine Kooperation zwischen Genderforschung und Gleichstellungspraxis im Sinne der Vision eines neuen Feminismus erörtern, ist es zunächst notwendig, den Blick über die soziale Institution Hochschule hinaus zu richten. Es geht bei der Erörterung dieser Grundlagen also auch um die Frage, ob wir die Macht haben, die gesellschaftlichen Bedingungen zu verändern - gerade auch in

Bezug darauf, was es in unserer Gesellschaft bedeutet als Frau oder als Mann zu leben und als wissenschaftlich tätige Person Anerkennung zu finden.

Welche Geschlechternormen liegen unserer eigenen Arbeit zu Grunde? Welche Personen können als Frauen im Wissenschaftsbetrieb, also als Forschungssubjekte erfolgreich sein? Welche Personen werden in der Genderforschung als Frauen und Männer, also als repräsentative Forschungsobjekte untersucht? An wen richten sich die gleichstellungspolitischen Programme? Was gilt als dringend zu bearbeitende Forschungsfrage in der Geschlechterforschung? Wir sind alle täglich mit normativen Vorstellungen von Geschlecht konfrontiert und müssen uns dazu positionieren. Doch niemand verpflichtet uns zu akzeptieren, was gerade als natürliche Frau oder etwa als natürliche Aufgabe eines Mannes gilt. Denn, wie Judith Butler argumentiert hat, sind wir nicht gezwungen, an der Naturalisierung von Geschlechternormen mitzuarbeiten. Die Einsicht in deren soziale Konstruiertheit, schafft die Möglichkeit ihrer Überwindung:

"Gender ist der Mechanismus, durch den Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit produziert und naturalisiert werden. Gender könnte aber auch der Apparat sein, durch den solche Vorstellungen dekonstruiert und denaturalisiert werden." (Butler 2009: 74)

Als Expert_innen zum Thema Geschlecht können wir also daran arbeiten, dass die Normen adäquater Weiblichkeit und Männlichkeit erweitert oder transformiert werden. Dies verdeutlicht Butlers Theorie der Performativität von Geschlecht. Denn gerade weil wir die aktuellen Vorstellungen von Weiblichkeit und Männlichkeit nicht der natürliche Ausdruck eines geschlechtlich definierten Körpers sind, werden wir dazu erzogen und aufgerufen, als Frau oder als Mann die jeweils aktuellen Geschlechternormen zu erfüllen. Als Expert_innen für Gender in der Gleichstellungspraxis genauso wie als Genderforscher_innen tragen wir also in verstärktem Maße dazu bei, welche Vorstellungen von geschlechtlich definierten Personen Relevanz erhalten. Ein gutes Beispiel ist die Einführung des 'girl's day', an dem Mädchen die Attraktivität technischer Berufe kennenlernen und ihr Bewusstsein für ihre Technikkompetenz stärken können, und dessen Erweiterung um den 'boy's day', an dem Jungen an die Attraktivität von Pflegeberufen herangeführt werden und ihr Bewusstsein für ihre soziale Kompetenz stärken können.

Doch wie können wir Koalitionen über historisch gesetzte (geo-)politische Gegensätze entwickeln, in die Feminist_innen genauso verwickelt sind? Was kann Vertrauen erzeugen angesichts berechtigter Sorge vor Vereinnahmung? Maria Lugones, eine der Pionierinnen der postkolonialen Gender Studies in den USA, macht in ihrem neuesten Aufsatz "Toward a Decolonial Feminism" (Lugones 2010) deutlich, dass neue feministische Koalitionen nur unter der Voraussetzung möglich sein werden, dass das angeblich universale Subjekt 'Frau' als kolonialistische, kapitalistische und heterosexistische Konstruktion entlarvt wird. Eine Zusammenarbeit hält sie nur für möglich, wenn wir uns von einer Logik der Gegensätze lösen, in welcher Differenzen als Dichotomien verstanden werden. Für eine Ethik der Koalitionsbildung über kolonial produzierte Gegensätze hinweg, in der

Unterschiede auf dichotome Gegensätze (wie Orient und Okzident) reduziert worden sind, hält sie es für notwendig, Multiplizität in den Unterschieden zu sehen, zu verstehen und wertzuschätzen. Die Logik der Koalitionsbildung trotz Lugones zufolge der Logik der Gegensätze. Sie appelliert an eine neue feministische Geopolitik des Wissens und der Liebe: "We are moving on at a time of crossings, of seeing each other at the colonial difference constructing a new subject of a new feminist geopolitics of knowing and loving." (Lugones 2010: 756)

Auch wenn ich nicht der Ansicht bin, dass es unbedingt der Liebe bedarf, um feministische Koalitionen zu bilden, stimme ich María Lugones darin zu, dass die politische Handlungsfähigkeit die Vorstellung eines universalen Subjekts 'Frau' nicht benötigt. Im Gegenteil, diese Vorstellung tabuisiert die Vielfalt der Positionierung von Personen in Geschlechterhierarchien, verschleiert Differenzen und schafft die Illusion von Gleichheit auf der falschen Ebene: Die Illusion des Feminismus der 1970er Jahre war, dass 'wir Frauen' weltweit alle die gleiche Geschichte haben und deshalb für die gleichen Ziele kämpfen. Dies hat sich als fataler Irrtum erwiesen. Dieser Irrtum hatte zur Folge, dass viel zu wenige Frauen von den errungenen gesetzlichen Gleichstellungsmaßnahmen profitieren. Dies ermöglichte zwar, dass einige Frauen sogenannte Spitzenpositionen in Wissenschaft, Politik und Wirtschaft erlangten. Im Zusammenhang mit anderen gesellschaftlichen und politischen Entwicklungen hatte die Ignoranz gegenüber der unterschiedlichen Positionierung von Frauen in Macht- und Herrschaftsverhältnissen global betrachtet zur Folge, dass weite Teile feministischer Forschung und Politik die Verschärfung der Lebenssituation sehr vieler Frauen in den letzten Jahrzehnten nicht reflektierten.

Vom 'universalen' zum kollektiven Subjekt des Feminismus

Aus dem vorangegangenen wird deutlich, dass die Dekonstruktion von Geschlecht und der 'Frau' als universales Subjekt nicht der Einsicht in die politische Wirksamkeit des Feminismus entgegensteht, sondern - ganz im Gegenteil - wichtige Hinweise für geschlechterpolitische Strategien gibt. So kann an die Stelle der Performativität von Geschlecht, dem (internalisierten) Zwang zur Anpassung an bzw. Einpassung in ein zweigeschlechtliches Normenkorsett, eine bewusst gesetzte, subversive Geschlechterperformance treten, die nicht sofort für alle durchschaubar sein mag (Butler 2009). Sie kann jedoch individuell und kollektiv auf immer wieder neue, kreative Weise überraschend in wissenschaftlicher Theorie und politischer Praxis effektiv werden.

Dies schafft auch Freiheiten für das persönliche Auftreten. So muss ein_e Feminist_in heute keine lila Latzhose mehr tragen, um ihre/seine subversive Machtpositionierung zur Schau zu stellen, die

Lust an der ('Ver-')kleidung kann auch im (Hochschul-)alltag kreativ eingesetzt werden - Macht kann sich 'ganz schlicht' oder in allen Farben, mit Schlips und Jacket, mit Minirock, aufwendig geschmücktem Dekolleté oder mit Kopftuch präsentieren. Subversive Macht kann in Boots oder Turnschuhen, in Sandalen oder auf Stöckelschuhen hereinspazieren - sie kann sich auch unter einer Burka verstecken. Unsere Bündnisse müssen nicht für alle durchschaubar sein. Sie erfordern keine Gleichheit im Sinne von Identität, wir müssen weder gleich aussehen noch auf gleiche Weise unser Leben gestalten, um für gemeinsame politische Ziele zu kämpfen, wir brauchen hierfür noch nicht einmal über das gleiche Geschlecht zu verfügen: wir können das universale Subjekt 'Frau' getrost als Irrtum und Illusion hinter uns lassen. Anstatt auf Identitätspolitik bauen die egalitären Bündnisse eines neuen Feminismus auf politische Einsichten. Diese sind ganz grundlegend am Menschenrechtskatalog der Vereinten Nationen orientiert, sie sind gestärkt durch die Antidiskriminierungsrichtlinie der EU, sie können sich auf vielfältige Weise formieren und situativ artikulieren.

Die neuen egalitären Bündnisse formieren und artikulieren sich also aufgrund politischer Einsichten, ohne sich einer identitätspolitischen oder visuellen Normierung zu unterwerfen. Wie die Figur des Tricksters in Donna Haraways wegweisendem Aufsatz "Situierendes Wissen" nutzen diese Bündnisse nicht immer - für alle - durchschaubare Strategien, um ihr Ziel zu erreichen (Haraway 1995). Das heißt aber nicht, dass sie es aus den Augen verlieren. Ganz im Gegenteil: wir können es auf immer wieder neue Weise formulieren: Mit einem solchen neuen, situativ reflektierten und performativ bewussten Feminismus können wir vielleicht nicht nur das Erreichte sichern, sondern noch effektiver an der Überwindung politischer und wissenschaftlicher Theorien und Praxen arbeiten, die der Chancengleichheit von Personen aufgrund ihres Geschlechts, ihrer Klasse, Hautfarbe, Religion, Sexualität oder Nation entgegenstehen - in der Wissenschaft und anderen sozialen Institutionen.

Literatur:

Aulenbacher, Brigitte/Riegraf, Birgit: "WissenschaftlerInnen in der Entrepreneurial University: Über den Wettbewerb der Hochschulen und die Bewegungen in den Geschlechterarrangements", in: Waltraud Ernst (Hg.): Geschlecht und Innovation. Gender Mainstreaming im TechnoWissenschaftsbetrieb, Berlin: LIT Verlag 2010, 167-184.

Butler, Judith: "Gender-Regulierungen", in: dies.: Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2009, 71-96.

Daston, Lorraine: Objectivity and the Escape from Perspective, in: Social Studies of Science, 1992, 22, 597-618.

Dorer, Johanna / Geiger, Brigitte (Hg.): Feministische Kommunikations- und Medienwissenschaft. Aufsätze, Befunde und Perspektiven der aktuellen Entwicklung, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2002.

Eichler, Margrit: Ist es gesellschaftlich nützlich, wenn ich mein Bett mache? Haushaltsarbeit und ökonomische Sicherheit für Frauen – Eine Neubewertung, in: Ernst, Waltraud (Hg.): Leben und Wirtschaften – Geschlechterkonstruktionen durch Arbeit, Münster: LIT Verlag 2005, 124-135.

Ernst, Waltraud: Diskurspiratinnen. Wie feministische Erkenntnisprozesse die Wirklichkeit verändern, Wien: Milena Verlag 1999.

Faulkner, Wendy: Doing gender in engineering workplace cultures. II. Gender in/authenticity and the in/visibility paradox, in: Engineering Studies, 2009, 1: 3, 169-189.

Gather, Claudia: Bezahlte und unbezahlte Hausarbeit und soziale Ungleichheit in Deutschland, in: Ernst, Waltraud (Hg.): Leben und Wirtschaften – Geschlechterkonstruktionen durch Arbeit, Münster: LIT Verlag 2005, 94-109.

Haraway, Donna: "Situierendes Wissen. Die Wissenschaftsfrage des Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive", in: dies.: Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen, Frankfurt/M.: Campus 1995, 73-97.

Harding, Sandra: Das Geschlecht des Wissens. Frauen denken die Wissenschaft neu, Frankfurt/M.: Campus 1994.

Kahlert, Heike/Ernst, Waltraud (Hg.): Reframing Demographic Change in Europe. Perspectives on Gender and Welfare State Transformations, Berlin: LIT Verlag 2010.

Lugones, María: "Toward a Decolonial Feminism", in: Hypatia. A Journal for Feminist Philosophy, 25, 4, 2010, 742-759.

Mies, Maria: Methodische Postulate zur Frauenforschung – dargestellt am Beispiel der Gewalt gegen Frauen, in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, 1978, 1, 41-63.